

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 12 (1922)
Heft: 49

Artikel: Bluturteile und Intrigen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647868>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Polizeikommando den Auftrag zu einem Instruktionskurs erhalten und gleichermaßen habe sich die Eidgenössische Zolldirektion entschlossen, ihre Grenzwächter im Ziu-Zitsu unterrichten zu lassen.

Es wird entschieden ungemütlich für die Leute der Langfinger- und Verbrecherzunft in der Schweiz. Wenn Herrn Toblers Ideal zur Verwirklichung kommt, der jeden anscheinend harmlosen Spaziergänger mit der Selbstverteidigungsfunkst ausgerüstet wissen möchte, dann müßte es den armen Nebeltätern schlecht ergehen; es bliebe ihnen nur ein Ausweg übrig: die Auswanderung.

Aus dem alten Jennerhospital.

Von Ernst Bütikofer, Zürich.

Es sind nun dreißig Jahre her, seitdem ich unfreiwillig meinen Wohnsitz für einige Monate nach der Gerechtigkeitgasse verlegen mußte. Ich war krank. Ich war ein Kind. Der Arzt verordnete Spital. Und da kam für mich nur das Kinderspital oder Jennerhospital an der Gerechtigkeitgasse in Frage.

Ich erinnere mich noch gut an jenen Montag, wo mich meine Mutter hinbrachte. Denn damals durfte ich zum ersten Mal in meinem Leben Droschke fahren und wurde auch zum ersten Mal photographiert! Wie oft hatte ich meine Schwestern beneidet, die schon als kleine Kinder im Lichtbild verewigt wurden, während dem zehnjährigen Fiesel diese Ehre immer verjagt blieb! Bollenweider und Spital, das waren an jenem Tag zwei Gegensätze, die sich aufhoben; so daß mir weder bei Bollenweider freudig, noch im Spital traurig zu Mute war.

Wie wir hineintraten, kam gleich der Albert auf uns zu. Albert war ein Knabe im gleichen Alter wie ich, mit anormal hoher Stirne, die zudem auf der linken Seite noch eine besondere kropfartige Erhöhung trug. „Ich habe einen Wasserkopf!“ meinte er zu uns. Der liebe Bärli ist dann wenige Monate später gestorben. Mir ist er ein lieber Freund geworden, trotz seinem beschränkten Geist, trotz seinen epileptischen Anfällen. Als seine Mutter von weit draußen auf dem Lande einmal zu Besuch kam und nicht mit Albert reden konnte, weil er bewußtlos in seinem Bettchen lag, da hätte ich mit ihr weinen können! Ueberhaupt waren wir Kleinen damals alle diese Freunde! Ich habe im spätern Leben keinen wiedergesehen. Es waren Spitalfreundschaften. Aber als solche köstlich und Licht im Krankensaal. Da war der Otto, da war der Konrad, der zweimal operiert wurde. Liebe Leidsgefährten!

Eine Operation war für uns immer interessant. Denn nach der Tat kam Schwester Margret immer mit einer ganzen Schüssel voll blutiger Instrumente zu uns und wir kamen uns wichtig vor, wenn wir ihr dann beim Putzen und Reinigen helfen durften! Das war doch einmal interessantere Arbeit, als das langweilige tagtägliche Bindewideln! Heute könnte ich so etwas nicht mehr tun. Es würde mir grauen. Ich sage es offen. Aber damals ... Das waren eben noch andere Zeiten. Das waren Zeiten, wo die Neugierde jedes andere Gefühl überwog, wo man interessiert zusah, wenn ein Verband gewechselt wurde und eine tiefe häßliche Wunde oder gar ein ganz von Flammen zerfressener Körper zum Vorschein kam, wo uns der Anblick des Wasserpumpens aus der Brust mehr zusagte, als Wagner und Verdi in der dritten Potenz!

Die wichtigste Stunde des Tages war immer die, wo Doktor Stoh (jetzt Professor) seinen Rundgang machte. Drei Glockensignale zeigten seine Ankunft dem ganzen Hause an. Immer hatte er für alle liebe Worte. Von Bett zu Bett ging er, Arzt und Mensch. Aber einmal lächelte ich ihn doch unter Tränen an: an jenem Tage, wo er scherzend sagte, am Montag würde ich nun auch operiert, der Schnitt werde ungefähr da hindurch gehen! Und mit diesen

Worten fuhr er mir mit der Hand hinter der rechten Ohrmuschel entlang.

Dann lag ich wirklich am Montag auf dem Operationstisch und hatte auf einmal das verdammte Chloroform in der Nase. Da wollte ich die ganze Geschichte mit der rechten Hand entfernen und bemerkte erst jetzt, daß mir diese von Schwester Gritli gehalten wurde. Also die Linke! Aber diese hielt nun auf einmal Schwester Margret fest und sah mich so ungemein lieb an! Aber schließlich hat man noch Beine und Füße! Also los damit! Und da mußte ich feststellen, daß beide Beine mit Bindeln am Tisch festgebunden waren! Da ergab ich mich hilflos in mein Schicksal. Schwester Margrets liebes Gesicht war das Letzte, das ich sah. Dann fand ich mich wieder in meinem Bett, das ganze Gesicht verbunden, nur Augen, Nase und Mund frei. Als ich viele Jahre später drüben in Afrika die ersten verschleierten Araberinnen erblickte, fand ich sofort eine frappante Ähnlichkeit heraus zwischen den Schönheiten Mohammeds und meiner Wenigkeit nach der Operation. Vielleicht, daß mir gerade deshalb in der Folge die jungen Araberinnen so sympathisch geworden sind!

Langsam entpuppte sich der Fiesel, bei jedem Verbandwechsel wurden die Bandagen dünner und im Spiegel sah ich immer mehr wieder ureigenes Ich und immer weniger weiße Beigaben. Es kam der Tag, wo ich wieder aufstehen konnte. Wo ich wieder am Fenster sitzen durfte.

Das neue Jennerhospital ist gewiß moderner, hygienischer, monumentaler. Es stellt sich zum ehemaligen Notbau an der Gerechtigkeitgasse wie die schmutzige Villa zur Strohhütte. Aber etwas hat uns doch das alte Spital, etwas, um das uns die jetzigen Patienten im Neubau wohl beneiden können. Das war der Blick in die Welt. Denn für uns Kinder waren Bäume, Sträucher, Gärten und Berge keine Welt. Wir lebten nach pulsierendem Leben. Das vermittelten uns die Fenster gegen die Gerechtigkeitgasse hin. Sie bedeuteten für uns das große Erfassen der Welt. Dort sahen wir Stundenlang und ließen das Straßenleben an uns vorbeiziehen. Immer bot es uns neue Abwechslungen, wie ein Kaleidoskop. Die Gerechtigkeitgasse ist mir damals recht lieb geworden. Oft ging einer meiner Mitschüler vorüber, erkannte mich, und rief ein fröhliches „Salü Büteli!“ hinauf. Das war dann ganz besondere Freude!

Auch der Bärli mit dem großen Wasserkopf war ein eifriger Beobachter des Straßenlebens. Und dazu noch ein Philosoph. Einst meinte er:

„Erst, es geit all Tag e Droschge uche u e Droschge

ahe u d'Lüt hoche dinne u mache nüt!“

„He, Bärli, was solle si de mache?“

„Chöi si de nid liesme?“

Schade, daß Bärli gestorben ist! Mit solchen Ideen hätte er gewiß im hektischen Zeitalter auch mitarbeiten können an den großen Fragen der rationellen Zeitausnutzung!

Bluturteile und Intrigen.

Von den eigentlich wichtigen Verhandlungen in Lausanne erfährt die Öffentlichkeit nichts. Es handelt sich scheinbar um die Programme, welche Türken und Russen einerseits, die Alliierten andererseits aufstellen, um die Bedingungen, unter welchen die gegnerischen Lager Frieden schließen wollen. In Wahrheit aber marktet man um die materiellen Vorteile, welche die europäischen Mächte bei dem Friedensgeschäft herausziehen wollen, und diese Vorteile kreuzen sich in verschiedener Hinsicht. Die Franzosen erwägen Folgendes: Je stärker die Türkei politisch und wirtschaftlich bleibt, desto sicherer sind die dort angelegten französischen Milliarden. Man hat so viel Werte in Rußland verloren, man hat so wenig Aussicht, aus Deutschland jemals etwas Wirkliches herauszuholen, also muß man

zu den sichern Titeln in der Türkei Sorge tragen. Da die Paragraphen von Sevres die Türken schwächten, so müssen sie weg, so weit es geht. Die Engländer stören den Plan, also wird gegen sie agitiert, ob in Indien und Negppten oder bloß in Anatolien, das ist keine Frage. Man agitiert, wo sich der Vorteil zeigt.

Die femalistische Maßlosigkeit hatte die Franzosen nahe am Ziel irre gemacht, ob die verfolgte Politik auch gut sei. Man hörte, wie die Europäer in Kleinasien und Konstantinopel aus Furcht vor den wild entfachten Instinkten des Nationalismus die Flucht ergriffen, und unter diesen Europäern machten die französischen Kolonien keine Ausnahme. Die altberühmten französischen Seidenspinnereien in Brussa sind geschlossen, das Kapital wandert ab, die Unternehmer nach. Die Kaufleute in Stambul ahnen, daß ihnen bei der Räumung der Stadt und nachher ein schlimmes Los drohe und machen sich beizeiten aus dem Staube. Zu der halben Million griechischer Flüchtlinge auf den griechischen Inseln gesellen sich viele Tausende dort ansässiger Italiener und Franzosen, die den Türken besser kennen als Paris, das bloß Politik treibt. Und Paris merkt etwas von den Wirkungen der „bloßen Politik“. Es zaudert, es weiß, wie die Russen hinter dem türkischen Nationalismus stehen und ihm genau daselbe raten wie bisher Paris riet, nur mit ganz anderer Konsequenz und Unbekümmertheit. Daß die Türken anfangen und Europäer vor ihre eigenen Gerichte ziehen, trotzdem laut alter „Kapitulationen“ für die Angehörigen Englands, Frankreichs und Italiens eigene Gerichtsbarkeit besteht, ist sicher nicht auf die russische Hege zurückzuführen, empfängt aber dank dem Rücken, den die Russen Kemal gewähren, einen unwiderstehlichen Antrieb. Auf europäische Reklamationen hin erklärt Angora einfach, es gebe keine Kapitulationen mehr; so bestimme der „nationale Pakt“, den die Kemalisten unter sich beschlossen haben. Dieser Pakt wurde ohne Befragung Fremder aufgesetzt und beschworen, er hat selbstverständlich vor dem internationalen Recht keine Gültigkeit, indessen, was kümmert dies die Türken! Was sie vor dem Weltkrieg umsonst erhofften, jetzt dürfen sie es wagen: den Europäern werfen sie die Kapitulationen auch ohne Friedensschluß vor die Füße. Europa ist jetzt der franke Mann, nicht die Türkei. Man erinnere sich, wie Sowjetrußland vor 5 Jahren seine ausländischen Schulden annullierte, und wie Europa dagegen protestierte — gegen die Aufhebung der Kapitulationen, die ein wichtiges wirtschaftliches Schutzrecht darstellen, wird es ebenfalls beim papiernen Protest bleiben. Und dies alles rein deshalb, weil die Pariserregierung die Interessen eines mächtigen Finanzkapitals und einer großen und bekümmerten Rentnerschaft zu wahren hat. Hätte das französische Handels- und Unternehmertkapital obgesiegt, so würde zweifellos Cilicien nicht geräumt worden sein; die Griechen wären gegen eine wehrlose Türkenmacht bis Angora gelangt, und heute könnte Europa die Türkei als Kolonie ausbeuten und sich mit ihr auf anderer Basis auseinandersetzen. Das war nicht der Fall, nun arbeiten die Türken mit den stärksten Druckmitteln auf eine Unterwerfung Europas unter Forderungen eines Landes, das bei einem Haar Kolonie geworden wäre. O Wechsel der Zeiten!

Unter die türkischen Druckmittel gehört die Insurrektion in Westthrazien. Wer weiß, auf welchen Wegen und zu welcher Zeit die französischen Maschinengewehre zu den Türken und zu den bulgarischen Mohammedanern gelangt sind! Nun marschieren sie, gut ausgerüstet, gegen die Hafenstädte der Megäis und machen eine Abstimmung so überflüssig wie in Kleinasien. Kein Engländer wird einen Finger rühren, wenn sich die Muselmanen westlich der Mariza über die Christen hermachen, eine eigene Regierung herstellen und wenige Wochen nach Abzug der Europäer sich mit der femalistischen Macht vereinigen!

Bloß eines könnte durch diesen bösen, von den Franzosen kaum gewünschten Streich gefördert werden: die Allianz der Balkanier, die von Benesch und Venizelos gefördert wird. Wenn die Türken Bulgarien von der Megäis abdrängen, so haben sie einen starken Antrieb, sich mit den Viermächten und Griechenland zu verbinden. Unterdessen hat aber Venizelos seinen unzweifelhaft schlimmsten Fehler begangen. Er ließ durch seine Anhänger, die revolutionären Offiziere, das frühere Kabinett verurteilen, fünf Minister und den einstigen Obergeneral hinrichten, einen Prinzen verbannen und zahlreiche riesige Geldbußen aussprechen. Paris mag hinter dem bösen Abenteuer stehen, es mögen Finanzgruppen die Verwirrung benutzt haben, um ihre Gegner zu schädigen, sicher ist nur eins: Frankreich wird sich im griechisch-türkischen Konflikt um kein Haar besser stellen als bisher. Im Gegenteil, durch das Bluturteil wird seine Stellung sogar dem Scheine nach gerechtfertigt. Eine gleiche Rechtfertigung erhält das konservative englische Regiment Bonar Laws, das seinen Gesandten abgerufen und die Beziehungen abgebrochen hat. Und um das Maß des Verlassenseins voll zu machen, erklärt Mussolini, daß gegen eine solche Barbarei protestiert werden müsse, daß man Kriegsschiffe in den Piräus schide und ein Beispiel gebe, wie man solche Dinge in Europa nicht dulde. Die Griechen aber handeln nicht mehr nach Vernunft und Interesse, die Leidenschaften werden Meister. Die Gegenrevolution der Antivenizelisten ist ausgebrochen, in Korfu hißt man die englische Fahne, in Patras wird gestreift, in Missolonghi, wo einst der englische Vorkämpfer für griechische Unabhängigkeit, Byron, mit griechischen Revolutionären starb, bricht die Empörung los. Die Lösung heißt: Für England! Nun England sich vor moralischen Verpflichtungen sicher geglaubt, wirft sich ein Verzweifelter in seine Arme.

Englands Handeln wird aber nicht von diesen Wirren bestimmt. Es möchte sich bloß die Meerengen sichern, das Balkangeschäft der Kleinen Entente überlassen, die den Balkan organisieren und zu einem Bollwerk gegen die Russen und Türken aufrichten soll. Ob ein kleineres oder größeres Griechenland in diesen Bloß aufgenommen wird, das ist eins. Denn die englischen Interessen liegen in Mesopotamien, in den großen Oelfeldern, zu deren Schutz das Königreich Irak, die Kreatur Londons, errichtet worden ist. Soll England Mossul preisgeben, seinen König um eine Provinz ärmer werden lassen, damit Amerikaner und Franzosen sich unter türkischem Schutz der Bodenschätze bemächtigen? Die Frage wird zu einem Schacher benutzt, dessen Umfang man noch nicht überblickt. Es hieß, daß die drei Interessenten sich arrangieren und eine Dreiteilung vornehmen würden. Man hat von dem Plan nichts mehr gehört. Keiner weiß, was gesponnen wird. Dank den Erfolgen des französischen Finanzkapitals in der türkischen Wiederaufrichtung rechnet das konservative England, die militärischen Auslagen im Irak könnten den Wert der Desprofite übersteigen — also könnte man vielleicht das bessere Geschäft machen, wenn man sich zurückzöge.

Um den Kreis der Intrigen ganz zu überschauen, muß man auf das neueste französische Säbelschloß achten, welches ohne jeden Zweifel dazu bestimmt war, in Lausanne zu wiederhallen, damit England irgendwie nachgebe, doch weiß man nicht wo, ob in der Frage der Meerengen, die neben den Oelfeldern Londons Sorge sind. Paris munkelte von einem Ministerrat, der die dauernde Verwaltung des Rheinlandes und die Besetzung der Ruhr beschlossen habe. Markfall und — wahrscheinlich Rückwirkung in Lausanne! Die Wahrheit aber verbirgt sich. Man hört nur die Schüsse aus Athen und den Lärm in Westthrazien. -kh-

Wer noch bei keiner Schlechtigkeit erwischt wurde, tut sich am meisten auch seine Rechtschaffenheit zugute.

Pauer.